



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Die Leipziger Redacteurs und der Journalnachdruck.

Zwölf Redacteurs von in Leipzig erscheinenden politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften versammelten sich vor wenigen Tagen, um zu berathen, auf welche Weise dem, den literarischen Productionen so schädlichen Piratenwesen der deutschen Nachdruckjournale zu steuern wäre. Zwei Ansichten machten sich in dieser Versammlung geltend. Die eine, welche vorzüglich durch den Redacteur der „Deutschen Monatschrift“ (Herrn Professor Biedermann) durch den Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt“ (Herrn Dr. Heinrich Laube) und durch den Redacteur der „Rosen“ (Herrn Dr. Robert Heller) vertreten wurde, sprach sich für die Bildung eines Antinachdruckvereines in ganz Deutschland aus. Von Leipzig sollten Auforderungen an sämtliche deutsche Journalredactionen gesendet, Schiedsgerichte sollten in verschiedenen Bezirken eingesetzt werden und die Redactionen, die dem Vereine beigetreten, sollten sich verpflichten, für jeden nachgedruckten Artikel eine verhältnismäßige Entschädigung oder resp. Strafe zu zahlen. Ein zweiter Vorschlag wurde durch den Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“ (Herrn Heinrich Brockhaus) und den Redacteur der „Grenzboten“ vertreten. Dieser lautete dahin: Man möge sich vor der Hand auf die Bildung eines solchen Vereines unter den Leipziger Journalredactionen beschränken und die Nachdrucker durch moralische Mittel, wie auch durch eine consequente Benützung der Gerichte, in so weit die allerdings sehr mangelhaften Gesetze zum Schutze des literarischen Eigenthums die Klage auf Schadenersatz möglich machen — verfolgen. — Wir wollen es versuchen, unsere Ansicht hier näher zu erörtern.

Wer die Verhältnisse des deutschen Journalismus nur einigermaßen kennt, der wird gestehen müssen, daß Nichts schwieriger, ja vielleicht Nichts unmöglicher ist, als alle diese Köpfe unter einen Hut zu bringen. Bei dem Mangel einer großen, überwiegenden und entscheidenden Centralstadt in Deutschland werden die einzelnen Richtungen und Interessen überall ihre eigenen Wege suchen. Wir haben dies erst bei einem kürzlichen Beispiele, bei der Einführung der Tantiemzahlung an dramatische Schriftsteller gesehen. Obgleich Wien und Berlin, die beiden Großstädte und Hauptbühnen Deutschlands, zusammengewirkt haben, so ist es ihnen dennoch nicht gelungen, ihr System auch von den anderen deutschen Bühnen angenommen zu sehen. Vielmehr hören wir von München, daß es zwar gleichfalls die Tantieme, aber nach einem ganz anderen Princip einführen wolle. Die Hofbühnen von Dresden, Stuttgart, Weimar &c. und mehrere andere bedeutende Bühnen geben nicht das mindeste Zeichen von sich, daß sie von dem Wien-Berliner Schritt irgendwie Notiz genommen hätten, und selbst wenn sie durch den Drang der Umstände genöthigt werden, dem endlich zur Anerkennung gekommenen Autorenrecht Genüge zu leisten, so läßt sich doch im Voraus ersehen, daß dies mehr oder minder in abweichender Weise geschehen wird. Die deutschen Bühnendichter sind jedenfalls den Herren v. Holbein und v. Küstner auch dafür zu Dank verpflichtet, daß sie nicht erst auf den Anschluß der Uebrigen gewartet haben.

Das ist ein belehrendes Exempel für unseren Fall. Bevor es den Leipziger Redacturen gelingen würde — und dies Gelingen ist sehr zu bezweifeln — ihre Collegen im übrigen Deutschland zu einer und derselben Ansicht und Maßregel zu vereinen, würden sicherlich noch Jahre verstreichen. Und wer sagt ihnen, daß sie nicht selbst in dieser schwierigen Verhandlung und den damit verbundenen Correspondenzen stecken bleiben, daß nicht gerade die Eifrigsten und Energischsten mittlerweile sich von der Journalistik zurückziehen und die ganzen mühseligen Negotiationen in's Stocken gerathen und vergebens gewesen sind.

Wir meinen: Wirke Jeder vorerst in seinem Kreise. Mögen die Leipziger Redacture, die ein nicht unansehnliches Häuflein bilden, zuerst unter einander sich verständigen über das, was in Journalen erlaubter und unerlaubter Nachdruck ist; wie weit den politischen Journalen, denen man den Wiederabdruck von Nachrichten, Documenten und officiellen Artikeln, die in anderen Journalen erschienen, immerhin gestatten muß, ein freierer Spielraum anzuweisen ist, als den wissenschaftlichen und belletristischen. Man vereinige sich über die moralischen Mittel, durch welche man gemeinschaftlich die Gewissenlosigkeit des journalistischen Piraten züchtigen wolle und wie weit die Kosten einer juridischen Verfolgung desselben aus gemeinschaftlichen

Fonds bestritten werden solle. Es wäre nämlich dem Zwecke des Vereins sehr entsprechend, wenn er einen, mit der deutschen Pressegesetzgebung vorzüglich vertrauten Gerichtsanwalt besoldete, damit derselbe bei jedem, von dem Verein als Nachdruck bezeichneten Fall die Gesetzgebung jenes Staates, in welchem das nachdruckende Journal erscheint, genau zu Rathe ziehe und über die Möglichkeit einer juristischen Verfolgung desselben Bericht abstatte. Wie schutzlos auch die Journalpresse vor den deutschen Gerichten ist, so sind doch die Gesetze über das literarische Eigenthum in einzelnen Staaten weniger ungünstig und lassen eine Klage auf Schadenersatz wohl zu \*). Der einzelne Redacteur oder Verleger, der durch Nachdruck in seinem Eigenthum verletzt wird, ist oft zu nachsichtig, indolent, prozesssüchtig oder gesetzkundig, um den Eingriff gerichtlich zu verfolgen. Was der Einzelne aber vernachlässigt, das müßte der Verein als Gesamtinteresse verfechten. Die Kosten eines solchen Prozesses müßten, wenn die betheiligte Redaction sie nicht selbst zu bestreiten sich anheischig macht, aus den Vereinsmitteln bestritten werden. Das günstige Resultat solcher Prozesse würde gewiß ein sicheres Abschreckungsmittel für die Nachdrucker sein. Aber selbst im ungünstigen Falle, selbst wenn das gerichtliche Urtheil kein hinlängliches Gesetz findet, dem angeklagten Journal eine Entschädigung aufzulegen, so würde dieses doch von der öffentlichen Meinung verurtheilt werden. Es ist nicht ehrenvoll, irgend eines Unterschleifes willen vor Gericht gestanden zu haben, selbst wenn man freigesprochen wurde. Auf die angedeutete Weise, die allerdings noch viele Modificationen und Erweiterungen zuläßt, könnte der Leipziger Redactionsverein unmittelbar seine Thätigkeit beginnen und in den nächsten Monaten schon die Resultate seines Wirkens kennen lernen. Sind diese, wie zu hoffen steht, glücklich und eingreifend, so werden auswärtige Redactionen bald entweder sich ihm anschließen, oder zu einem ähnlichen Vereine sich zusammenthun. Sind die Resultate der Leipziger jedoch ohne Belang, so liegt es sicherlich nicht an der leitenden Idee, sondern nur an der Art der Ausführung; ein anderer auswärtiger Verein wird dann, durch unsere Erfahrung belehrt, es besser zu machen suchen und es wird dann an uns sein, seinem Beispiele zu folgen. Die Leipziger Redactionen können in dieser Angelegenheit nicht von dem Ehrgeize getrieben sein, sich an die Spitze

\*) Wir möchten wissen, wie die badischen Gesetze zu dem Nachdrucke in Journalen sich verhalten. Die Carlsruher Zeitung druckt in diesem Augenblicke eine Novelle aus den „Grenzboten“ nach: Der Inquisitor von A. v. Bülow. Diese Novelle füllte zwei Hefte (5 volle Bogen) der Grenzboten. Wir haben also Honorar, Druck und Papier bezahlt, um der Carlsruher Zeitung ein Feuilleton zu liefern. Die Carlsruher Zeitung ist ein politisches Journal, das ein Subsidium von der Regierung erhält. Die Grenzboten erhalten, wie wir aus glaubwürdiger Quelle versichern können, kein Subsidium. Wahrscheinlich sucht uns die Carlsruher Zeitung aufzumuntern.

der Uebrigen zu stellen. Sie haben hiezu kaum die Berechtigung. Bei aller Achtung für die mannigfachen tüchtigen Bestrebungen eines guten Theils der Leipziger Presse kann man doch nicht läugnen, daß die einflußreichsten und verbreitetsten Journale gerade von anderen Orten ausgehen. Nur ihre praktische Tüchtigkeit kann hier den Ausschlag geben. Dies ist die Aufgabe, diese erfülle man durch rasche Wirksamkeit. S. Kuranda. —

## II.

## Aus Wien.

Die Franzosen in Wien. — Moralische Wirkung der Lantime. — Canova's Jugendliebe. — Tableau. — Ponsard's Lucrecia. — Wierer. — Die Polizei und die Diebe.

In Heine's Lied vom Kyffhäuser lautet eine auf Weimar bezügliche Stelle also:

Sie klagten und jammerten, Goethe sei todt  
Und Eckermann sei noch am Leben.

Mit einigen Modificationen möchte ich dies auf das hiesige Burgtheater und die französischen Schauspieler anwenden, die uns vor einigen Tagen verließen, und statt deren ich lieber andere Leute auf Reisen geschickt hätte. Verdammten Sie mich nicht dieses offenen Bekenntnisses wegen, glauben Sie nicht, daß ich die Franzosen über den Rhein führen und ihnen Thüren und Thore öffnen wolle. Nein! nicht unsere Festungen, sondern nur das eine oder das andere Theater möchte ich in ihre Hände spielen und zwar aus zwei Gründen: Erstens, weil sich das Publicum, die Gallophoben mit eingerechnet, dabei sehr gut unterhielte, und zweitens, weil es denn doch möglich wäre, daß unsere Künstler (Sie sehen, wie höflich ich bin) von der Natürlichkeit, Frische und Leichtigkeit dieses Spiels Etwas annähmen, was ihnen wahrlich nicht schaden würde. Man hat es den französischen Schauspielern häufig zum Vorwurf gemacht, daß die von ihnen zur Aufführung gebrachten Stücke fast durchgängig leichte Pariser Waare seien. Dies läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, doch liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an dem bestehenden Reglement, demgemäß auf dem Kärnthnerthor-Theater nur Stücke, worin Gefangnummern vorkommen, gegeben werden dürfen. So waren sie denn ausschließlich auf das Vaudeville beschränkt und die bedeutenderen, gehaltreicheren Stücke ihres Repertoires mußten wegbleiben. Nachdem ich dies zugegeben, muß ich aber auch bemerken, daß es mir am Ende lieber ist, ein mittelmäßiges Stück vortrefflich gespielt zu sehen, als der Darstellung eines Meisterwerks beizuwohnen,

wofür die Schauspieler nicht den rechten Ton zu treffen wissen. Und daß dies nur zu oft geschieht, ist leider nicht in Abrede zu stellen.

Noch immer ist die Einführung der Tantieme bei unserem Hoftheater der Gegenstand, über den in aristokratischen Salons sowohl, wie in den Literatenkreisen discutirt wird. Bisher war man in Deutschland überhaupt und in Oesterreich besonders gewöhnt, den Stand des Schriftstellers als einen, ich möchte sagen, rechtlosen zu betrachten, und so gibt es nun Leute, die da meinen, es sei ganz überflüssig gewesen, den Literaten, die am Ende doch ihre Stücke um den Preis, den man ihnen dafür bieten wollte, hingeben müßten, diesen gens hors de la loi gegenüber, eine rechtskräftige Verpflichtung einzugehen. Solche Einwürfe zu widerlegen, wäre eine undankbare Mühe. Uebrigens sind die Gegner lange nicht so zahlreich wie die Verfechter; zu diesen gehören natürlich die Schriftsteller selbst als unmittelbare theiligte Partei, und ferner die große Zahl sanguinischer Naturen, die der Ueberzeugung leben, die Einführung der Tantieme werde nun aus jedem Gehirn Meisterwerke hervorzubern. Seltsame Logik! Von welchem Einfluß auf den Werth oder Unwerth eines Kunstwerkes kann der verheißene Lohn sein? Sei dieser noch so gering, der wahre Poet wird darum doch nichts Schlechtes liefern können: sei er noch so groß, die liebe Mittelmäßigkeit wird darum nicht mit klingendem Gefieder gegen Himmel schweben. Immer wird es Jeder gerade so gut machen, wie er es eben kann, und daran vermag auch die Tantieme Nichts zu ändern. Aber wichtig und erfreulich bleibt die Einführung derselben doch immer, sowohl als Act der Gerechtigkeit (nicht der Gnade, wofür Manche sie ausgeben wollen) wie als Beweis, daß man das theatralische régime, bei dem wir uns bisher so übel befanden, auch höheren Orts als zweckwidrig und ungesund zu betrachten anfängt.

Beirübend ist es übrigens, zu berichten, daß das erste Stück, dem bei uns die Tantieme zu Theil ward, vollständig Fiasco machte. „Canova's Jugendliebe“ heißt das verunglückte Stück, dessen Verfasser Töpfer ist. Unbegreiflich ist es, wie die Regisseurs, zu deren Vortheil es gegeben wurde, dieses Stück wählen mochten, von dem sich mit Gewißheit vorhersehen ließ, daß es nicht gefallen werde noch könne, denn so weit ist es mit dem Publicum denn doch noch gekommen, daß es abgedroschene Gemeinplätze für Kunstansichten, Trivialitäten für Humor, das Einschalten einiger italienischen Flüche für Localfarbe nähme und es gelten ließe, einen großen ruhmgekrönten Künstler wie Canova als eine Art von Cretin erscheinen zu sehen. Das Mißfallen war, wie gesagt, entschieden und einstimmig, und da die herkömmlichen drei Vorstellungen vorüber, so wird das Stück höchst wahrscheinlich nicht mehr gegeben werden.

In den Salons äußert sich, nach dem durch verschiedene

Trauerfälle gestörten Carnaval, in der Fastenzeit ein regeres Leben. Bei dem Grafen Flahaut werden von Dilettanten französische Stücke aufgeführt. Unter den Mitwirkenden machen sich besonders Fürst H. und Baron D. S. durch Feinheit und Sicherheit des Spiels bemerkbar. Außerdem war die hiesige Societät vielfach mit den Tableaux beschäftigt, die an zwei Abenden bei der Fürstin N. dargestellt wurden. Die englische Aristokratie ausgenommen, wird man nicht leicht unter irgend einer anderen so viele schöne Frauen finden wie unter der hiesigen; wenn man nun unter diesen Schönen die Schönste wählt, sie in der, ihrer Individualität am meisten zusagenden, mit ihrem Ausdruck am treffendsten übereinstimmenden Gestalt erscheinen läßt, so kann die Wirkung wohl nur eine zauberhafte sein. Ganz bewunderungswürdig waren vornehmlich die Gräfin A. Sz., die mit ihren dunklen Augen, nachtschwarzen Locken und fremdartig reizendem Antlitz Scyruen's Judith darstellte, und die blendend schöne Fürstin E. Sch., der man als Bernet's Hagar nur den Vorwurf machen konnte, daß die Wahrscheinlichkeit durch sie beeinträchtigt werde, da es ja doch geradezu unmöglich wäre, eine solche Frau zu verstoßen. Unter den Herren zogen besonders Graf E. Z. als Abraham, Graf B. als greiser Bischof und Baron J. als Apostel Paulus die Blicke auf sich. Nach dem Beifall, den diese Productionen fanden, läßt sich hoffen, daß man auch in anderen Salons ähnliche veranstalten werde, und es wäre dies um so mehr zu wünschen, als es außer dem momentanen Genuß auch noch den Vortheil brächte, daß unsere Societät dadurch in Beziehungen zur Kunst gerieth und auf diesem Weg wieder ein Interesse daran gewönne, dessen jetzt eben nicht allzu Viele fähig sind.

Ich muß schließen. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen melden, welche Aufnahme Ponsard's Lucretia bei uns gefunden haben wird. In ein Paar Tagen soll sie in Seidl's Uebersetzung auf unserem Burgtheater gegeben werden. Am Oftermontage haben wir die erste italienische Oper; man verspricht sich viel von der Spanierin Montenegro \*). Was mich betrifft, so bin ich mißtrauisch geworden gegen Alles, was ich nicht kenne, und statt auf jene unbekanntete Größe freue ich mich vor der Hand auf die frühlingshetere Tadolini und den genialen Ronconi, diesen Devrient unter den Sängern.

Francis.

(Von einem anderen Correspondenten.) Gestern wurde ein Mann begraben, dessen Leiche die ganze medicinische Facultät, fast alle Aerzte Wiens, viele Männer aus den höchsten aristokratischen Kreisen, Hofbediente, welche die höchsten Herrschaften vertraten, folgten. Dieser Mann wurde vor dreiundsiebzig Jahren in Wien geboren und als

\*) Die ehemalige Geliebte Spartero's.

Lehrjunge aus einer Wiener Barbierstube hervorgehend, erlangte er später, ohne je regelmäßige Studien getrieben zu haben, die medicinische Doctorwürde der Universität in Wien; durch seinen praktischen Verstand und scharfen Blick für's Leben und Charakter bemächtigte er sich bald einer bedeutenden Praxis. Ich berichte Ihnen von Wierer, der durch seine Begründung und Anwendung der Solenbäder in Tschl sich später ein großes Verdienst um die balneographischen Zustände Oesterreichs und dadurch den Leopoldsorden mit dem Prädicate Ritter von Nettenbach erworben hat. Ein Buch, das er vor einigen Jahren über Tschl publicirte, ist nicht von ihm geschrieben, was übrigens der hiesigen literarischen Welt um so weniger ein Geheimniß war, als es notorisch ist, daß er keinen deutschen Satz correct zu schreiben verstand. Den in den höchsten Kreisen wie in den unteren erworbenen Einfluß machte er, unähnlich so vielen, auf die edelste Weise geltend und am glänzendsten dadurch, daß er, nachdem unsere Residenz — im Widerspruche mit Mailand und Prag — einer Akademie der Wissenschaften entbehrt, derselben die viel besprochene „Gesellschaft der Aerzte“ creirte, deren Präsident er bis an sein Ende war. Er hinterläßt seinen beiden Neffen zwei Häuser und 60,000 fl. C.M., einzig und allein die Frucht seiner ärztlichen Praxis. —

Der in dem Laden eines hiesigen Uhrmachers ausgeführte Diebstahl einer goldenen Uhr machte um so größeres Aufsehen, als der Schuldige als Offizier und hohen Kreisen angehörend bezeichnet wird. Die beabsichtigte, aber mißglückte Milde der Polizeibehörde wirkt um so unangenehmer, als sich nachgerade Diebstähle, nächtliche Anfälle, vandallische Verraubungen öffentlicher Monumente, von Nacht zu Nacht häufen und den Credit der sonst so berühmten Wiener Polizei schwächen helfen. Man schreibt dies dem Umstande zu, daß ihr zu wenig Geld zur Disposition gestellt ist, und sie daher die nothwendigen Kräfte und Mittel nicht in Bewegung setzen kann (?). Das meiste Aufsehen macht jetzt die Verraubung des von Leopold dem Ersten begründeten, von Fischer v. Erlach ausgeführten Monumentes auf dem hohen Markte.

Die Errichtung eines neuen Monumentes auf der Freieung, nämlich eines Brunnens, wurde vom hiesigen Bürgermeister mit Umgehung der vaterländischen Künstler, Schwanthaler in München aufgetragen; es beweist dies nur zu schmerzlich, wie wenig Vertrauen man zur heimischen Kunst hegt, aber wie wenig auch geschieht, um sie zu heben, und es wurden im vorliegenden Falle nicht einmal die hiesigen Künstler zur Concurrnz eingeladen.

Ponfard's Lucrecia gefiel im Hofburgtheater, trotz dem, daß es ein mittelmäßiges Stück ist, welches, wenn es von einem Deutschen geschrieben wäre, kaum die Satisfaction einer Aufführung erlebt hätte.

— Rainer. —

## III.

## Nassau und Rußland.

Durch mehrere Wochen unterhielten (2) uns Notizenschreiber aus Frankfurt, Mainz und Wiesbaden von den Vorbereitungen zu der Vermählungsfeier des Herzogs von Nassau. Wir dachten nicht, daß diese Angelegenheit von so wichtigem deutschem Interesse sein könnte, um täglich Berichte lesen zu müssen über das Anordnen, Wachsen und Gelingen des Gesangfestes, das einige nassauische Liedertafeln ihrem Herzoge zu Ehren vorbereiteten. Wir wünschten im Stillen diese müßigen Zeitungsschwäger. Nun aber müssen wir diesen Correspondenten laute Abbitte thun und gestehen, daß sie die politische Bedeutung der Vermählung eines deutschen Fürsten mit einer Tochter Rußlands besser zu würdigen wußten als wir. Man liest nämlich im Nürnberger Correspondenten: daß den vereinigten nassauischen Sängerkhören in Wiesbaden bei dem großen Ständchen vor dem herzoglichen Palaste untersagt wurde, das Lied zu singen: „Was ist des Deutschen Vaterland.“!!! Sollte in dem Heirathscontracte des erlauchten Paares etwa ein Paragraph sich befinden, gegen den das Lied von der deutschen Einheit einen Miston, einen Widerspruch bildet? Wie ungeschickt war es dann von Seiten des Wiesbadener Ministers, diese Geheimnisse von St. Petersburg so rasch zu publiciren; einen Haufen singender Plebejer zum Vertrauten eines so delicaten und geheimen Lösungswortes zu machen. Wie viel wirksamer hätte man gehandelt, wenn man im Stillen nach den Vorschriften gehandelt, der deutschen Einheit allerlei unsichtbare Steine in den Weg geschoben und die nassauischen Lande allmählig gleich Kurland und Liefland zu einem selbständigen, von dem übrigen sogenannten deutschen Vaterlande unabhängigen Patriotismus herangebildet hätte. Die plumpen Deutschen hätten noch lange Nichts gemerkt, während sie jetzt sogleich errathen haben, woran sie sind. Wir zweifeln sehr, ob die Wiesbadener Staatsmänner für diesen Staatsstreich einen Orden aus St. Petersburg erhalten werden. Sonderbar! während man in Nassau die Lieder vom gesammten deutschen Vaterlande verbietet, bewirbt man sich bei dem deutschen Bunde darum, dieses Land zu einem Großherzogthum erklären zu lassen, und zwar melden uns die Zeitungen, werden diese Bemühungen von einer einflußreichen nordischen Macht (wie zart verblümt) bei mehreren deutschen Cabinetten unterstützt. Werden die deutschen Mächte durch dieses kleine Hochzeitsgeschenk die Flitterwochen des patriotischen Herzogs verschönern? Als vor zwei Jahren der Herzog von Coburg um eine ähnliche Erhöhung seines Titels diplomatische Verhandlungen einleitete, blieben dieselben

trog der Verwendung Englands und Frankreichs, erfolglos. Und doch ist das Haus Coburg der Begründer mächtiger neuer Dynastien. Ein Coburg sitzt auf dem Throne Belgiens. Ein Coburg wird einst die Krone Englands, ein anderer die Portugals tragen, ein Coburg ist der Schwiegersohn Louis Philipps. Hat Nassau, weil es der Schwiegersohn Russlands geworden, mehr Verdienst um Deutschland, oder hofft es, die Fürsprache St. Petersburgs werde einflußreicher sein als die zweier constitutionellen Mächte? — —

## IV.

## A u s P a r i s .

Ruge und die Franzosen. — Die beiden Ausgewanderten. — Zwei neue Opfern. — Das lateinische Preußen.

Ruge's deutsch-französische Jahrbücher haben kein Jahr gedauert, sie sind vielmehr gleich nach dem ersten Hefte unselig entschlafen, nachdem sie der liberalen Sache in Deutschland geschadet und die deutsche Sache in Frankreich erniedrigt. Herr Ruge sammt den Nullen und Nullitäten, die sich hinter diese eben nicht hohe Ziffer stellten, hat den hiesigen französischen Schriftstellern viel von seinen Planen vorgeschwätzt. Die Franzosen, die stets das Bedürfnis nach Neuem haben, haschten nach den Aufschlüssen über die deutsche Bewegung, von der ihnen so viel vorgesprochen wurde. Sie glaubten nach ihrer Weise in Hegel einen philosophischen E. T. Hoffmann mit romantischen Gedankenblasen zu entdecken. Jeder von ihnen glaubte in Ruge und seinen Gefährten dasjenige zu erhalten, was Schlegel für Madame Staël geworden ist. Jeder hoffte schon ein neues Buch sur l'Allemagne herauszugeben oder ein neues sociales System mit gestohlenen deutschen Ideen zu begründen. Als jedoch diese Herren das schlechte Französisch, das Hr. Ruge spricht, ein wenig zu begreifen anfangen und die Theorien, die er als deutsche Mysterien vortrug, ihnen endlich klar wurden, da bekamen sie lange Gesichter, wie Jemand, der geglaubt, er habe einen Diamant gefunden und vom Juwelier hört, es sei ein Glasstein. Mais Monsieur Rusch (so nennen sie hier Ruge) tout ce que vous dites là, ce n'est pas du nouveau, ce n'est qu'une mauvaise traduction allemande des idées françaises, qui se datent d'un siècle. Si votre philosophie Hégélienne n'a que cela, rendez nous les bords du Rhin et nous renoncerons à votre philosophie avec le plus grand plaisir. Die Franzosen, die bei aller Geringschätzung deutscher Nationalität, doch vor der deutschen Wissenschaft immer einen großen Respect hatten, fanden durch die deutsch-französischen Jahr-

bücher die erste begründet und den letzteren sich benommen. Dies ist der ganze Erfolg des großen Unternehmens. Man hat gesagt, Ruge werde nach Amerika reifen. Dies ist eine coquette Lüge. Herr Ruge ist trotz seiner Philosophie zu viel Lebemann und Weltkind, um das Pariser Pflaster, das ihm bereits zur süßen Gewohnheit geworden ist, aufzugeben. Wenn sich nur erst die Unbehaglichkeit gelegt haben wird, in welche jedes fehlgeschlagene Project einen Mann von Ehrgeiz versetzt, wird die pommersche Heiterkeit, die den Grundzug Ruge's bildet, den Sieg davon tragen. Die politische Zeit des Herrn Ruge ist vorüber. Er hat in seinem Genre das Schicksal durchgemacht, wie Heine in dem seinigen. Mögen die beiden Ausgewanderten nun ruhig auf ihren Lorbeeren schlafen. Die Zeit hat in Deutschland um die Ecke gebogen, sie holen sie nicht mehr ein.

Zwei neue Opern, die eine von Halevy in der großen Oper und die andere von Auber in der Opéra comique, haben die Frühlings-saison begonnen. Beide haben Glück gemacht. Ich habe nur die von Auber gehört; sie führt den Titel la Syreë. Das Textbuch ist von Scribe. Ein junger Schleichhändler, Marco Tempesta, ist der Held. Dieser schlaue Neapolitaner hat bei allen seinen Streichen nur einen Zweck; er will seiner reizenden Schwester, der „Syrène“, die aber keineswegs wie die gewöhnlichen griechischen und lateinischen Syrenen, halb Fisch, halb Mensch ist, eine reiche Aussteuer erobern. Die komischen Mystificationen, deren Opfer der Herzog von Papoli und der Theaterdirector Bolbaza ist, bilden den Mittelpunkt dieser dreiactigen Oper. Musik und Sujet sind beide gleich heiter und leicht componirt. Der alte Auber (er ist hoch in den Sechzigern) hat seine Phantasie noch frisch und fröhlich erhalten wie ein Jüngling. Die Duverture und ein Quartett des ersten Actes, ein Trinklied und ein Duo im zweiten, so wie die Ensemblestücke im dritten Acte haben gleich bei der ersten Vorstellung das Publicum in Hitze gebracht. Halevy's Oper dagegen soll erst bei der zweiten und dritten Vorstellung Success erlangen haben. *Relata refero*; ich selbst war nicht dabei.

Der Charivari brachte dieser Tage einen satyrischen Artikel gegen die classische Wuth, mit der man jetzt in Berlin griechische und lateinische Stücke wieder ausgräbt. Der Artikel ist überschrieben: das lateinische Preußen; mit Weglassung einiger censurwidrigen Stellen will ich ihn hier mittheilen:

#### Das lateinische Preußen.

Rom ist nicht mehr in Rom, es ist ganz in Berlin. Rom begreift hier das ganze Alterthum in sich, Athen, Megara, Theben, Corinth, wo nicht Jedermann sein kann;

*Non licet omnibus adire Corinthum.*

Man kann bequem in acht Tagen, und noch dazu in der Dili-

gence, von Paris nach Berlin gelangen, und das ist der einzige Unterschied zwischen letzterer Stadt und Korinth.

Die erste Person, der ich begegnete, als ich den Fuß in die Hauptstadt des lateinischen Preußens setzte, war Meyerbeer. Sein Haupt war mit einem Lorbeerkranz gekrönt, in der einen Hand trug er eine Leiter, in der anderen eine Rolle Noten. Dies ist das neue Costüm des Hofcapellmeisters.

— Guten Morgen, sagte ich, wie geht es Ihnen?

Sehr gut, antwortete er, Hygiea ist mir sehr günstig. Freilich trinke ich Wasser von Pullna und opfere jeden Morgen Aeskulap einen Hahn. Vale.

— Sie wollen mich schon verlassen?

— Ich muß in die Probe; ich muß mit dem ersten Tibicen sprechen. Ich erwarte Sie; wenn Sie mir etwas zu sagen haben, via flaminia, zwischen der dritten und vierten Tagesstunde, penates, No. 17. Wenden Sie sich gefälligst an den janitor.

Meyerbeer, die Zipfel seiner Toga zusammenfassend, sprang über den Dach und lief dem ersten Tibicen nach, ohne mir Zeit zu der Frage zu lassen, wo ich eine Tragödie des Sophokles für das Ddeon fände.

Ich besaß einen Empfehlungsbrief an den Hauptredacteur eines der renommirtesten Berliner Blätter. Ich frug einen Straßenjungen nach seiner Wohnung. Der Junge gab mir keine Antwort, nannte mich einen Barbaren und verschwand, indem er die antike Arie trillerte:

Malbrook vadit bellum,  
Mironum, tontum, mironum.

Ein Centurion der Stadt erwies sich höflicher. Gnädiger Herr, frug ich, können Sie mir nicht den Weg zu einer Tragödie des Sophokles zeigen? — Verzeihen Sie, ich wollte sagen zu dem renommirtesten Journal Berlins?

— Sie stehen vor seinen Laren; treten Sie gefälligst in das Atrium; dort werden Sie Jemand finden. —

In demselben Augenblicke trat der Oberredacteur auf die Straße. Ich ging auf ihn zu, um ihm meinen Brief zu übergeben. Aber anstatt ihn zu nehmen, lief er schnell in das Haus zurück. Eine Minute darauf erschien er wieder.

— Entschuldigen Sie, junger Fremdling, und schreiben Sie meinem Benehmen gegen Sie keinen bösen Willen zu. Ich schritt mit dem linken Fuß zuerst aus, und Sie wissen, was das für ein Unglück bringen kann. Ich beeilte mich, in das Haus zurückzugehen, um mit dem rechten Fuße anzufangen. Kommen Sie heute Abend in das Theater, dort wollen wir über die sophokleische Tragödie, welche das Ddeon wünscht, sprechen.

Bis zu der Stunde der sophokleischen Tragödie setzte ich meinen Spaziergang in der Stadt fort. An der Wand eines im Baue begriffenen Gebäudes las ich folgende Inschrift: *Latronibus.*

Ganz vertieft in die Inschrift, stieß ich mich an eine Verschönerung der Stadt, in Gestalt eines Steinhäufens. *Cave ne cadas,* rief mir der nahestehende Invalide zu. Ich kam mit einer leichten Schmarre davon; der Ruf jenes Veteranen rettete mich vor einem Beinbruch.

Vor einem Kaffeehause sang eine Schaar Studenten mit Begleitung des Sistrums die erste Ode des Horaz:

*Mäenas atavis edite regibus,  
... presidium et dulce decus meum*

nach der Melodie: Freut euch des Lebens.

Die Gäste riefen den *Garçon puer*, und ein *Victor* von der Garde rief, als er sein Glas, in welches eine Fliege gefallen war, zurückschickte: *Puer abige muscas!*

Unermeßliche Schaaren strömten nach dem Theater. Außer der gewöhnlichen Vorstellung, verkündete der Zettel, werde ein bekannter Staatsmann als *Nero*, nach dem jonischen Modus Bruchstücke eines Gedichtes über den trojanischen Krieg singen, und die römische Polka, nämlich den pyrrhesischen Tanz tanzen.

*Elektra* wurde unter allgemeiner Gleichgiltigkeit gespielt. „Es ist die beste Tragödie des Sophokles,“ sagte der Oberredacteur, der mir einen Platz in seiner Loge eingeräumt hatte. „Nehmen Sie sie für das Odeon.“

Eben als er mir das Anerbieten gemacht hatte, trat der Regisseur hervor und kündigte an, der bekannte Staatsmann habe die Auguren befragt und werde nicht spielen. Ein fürchterlicher Aufruhr war die Folge dieser Ankündigung; das Volk drohte, auf den heiligen Berg zu ziehen. Der *Nobil* legte seine Schärpe um, man wollte das Volk schon angreifen, als es einem ehrbaren Bürger gelang, es durch Erzählung einer Fabel zu seiner Pflicht zurückzuführen.

Meine Sendung war vollendet. Ich hatte das Manuscript zur *Elektra* von dem Oberredacteur empfangen; ich hatte Meyerbeer in der Loge gesehen, und einen Aufruhr, der durch eine Fabel gestillt wurde; es blieb mir Nichts mehr übrig, als abzureisen. Dies that ich, nachdem ich dem Stubenmädchen des Hotels einen Thaler Trinkgeld gegeben hatte, und von ihr den Abschiedsgruß *Vive Felix* empfangen hatte! Das Stubenmädchen hieß *Cynthia*.

## V.

## N o t i z e n.

Berliner Untersuchungen. — Bairischer Lapidarstyl.

— Das Berliner Untersuchungswesen ist noch immer in voller Blüthe; obgleich man sehen könnte, daß Nichts dabei herauskommt. Herr Eichhorn läßt jetzt die philosophische Facultät untersuchen, wegen der Veröffentlichung ihres Gutachtens über Nauwerk. — Sogar in's Militärische greift die geistliche Untersuchungsmanie hinüber und wir werden es noch erleben, daß Feld- und Regimentsprediger wegen Hegel'scher Keheereien vor's Kriegsgericht gestellt werden. In der That war eine solche Episode schon halb und halb im Werk. Der Divisionsprediger Rupp ist wegen einiger Reden über Hippels Ansichten vom „christlichen Staat“ von seinem General beim Kriegsministerium verklagt worden. Der Kriegsminister, wahrscheinlich mehr Soldat als der General, strich sich den Schnurrbart (?) und meinte, der Trödel gehöre vor's geistliche Ministerium. Der General, entrüstet über diesen kirchlichen Indifferentismus bei einem Manne, der an der Spitze eines christlich-germanischen Heerwesens steht, soll sich mit seiner Klage direct an den König gewendet haben. Man ist begierig, was aus dem Handel werden wird. Es wäre nicht übel, wenn der schöne Traum einiger Spottvögel in Erfüllung ginge und eines schönen Morgens Leutenants und Fähndrichs, Corporale und Gemeine zusammen treten müßten als Kriegsgericht, um einen Husarenwachmeister oder Gardelieutenant wegen entfernten Verdachts neuphilosophischer Tendenzen zu verurtheilen. Die Dramatiker klagen ja ohnedies über Mangel an modernen Lustspielstoffen.

— An der Windmühle bei Erlangen wird ein Monument von Schwantaler aufgestellt, das folgende Inschrift tragen soll: „Vereinigung des Mains und der Donau — ein Werk — von Karl dem Großen versucht — und begonnen und ausgeführt — von Ludwig I. König von Baiern.“ Diese lapidarische Ruhmredigkeit scheint uns doch ein wenig ungeschickt. Abgesehen von der plutarchischen Parallele zwischen den zwei Monarchen, so könnte ein Boshafter sagen: Sehr gut; bis in Deutschland ein Kanal, ein Werk der Einigung, fertig wird, dauert es von Karl dem Großen bis zu Ludwig I. von Baiern.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.